

Vorwort von Wolfgang Bergmann

ER WAR EINFALLSREICH, INNOVATIV würde man heute sagen, er war klug und kühn, das ließ ihn für viele Zeitgenossen zwiespältig erscheinen. Klar und bewegt von der Bedeutung und Sinnhaftigkeit seines großen Themas, unwirsch gegenüber Dogmen und Dummheiten, keine Frage: Harry Harlow, einer der großen Pioniere der Verhaltensforschung, wäre auch heute ein umstrittener Außenseiter. Seine wissenschaftlichen Leistungen waren nicht ernsthaft anzuzweifeln. Aber wer mit so viel Kraft seinen Weg verfolgt, immer auf der Suche nach Korrekturen und weiteren Differenzierungen, und schließlich beharrt auf den Einsichten, die er im Widerspruch zum »common sense« und dem politisch Gewollten gefunden hat – so einer wird auch heute in Forschung und Lehre ungerne geduldet.

Freilich, totschweigen konnte man Harry Harlow nicht, dazu waren seine Erkenntnisse zu sorgfältig belegt, dazu war er zu gewandt, rhetorisch begabt – nein, vergessen und übergangen wurde er erst, als er gestorben war und mit seiner persönlichen Präsenz, die beeindruckend und manchmal verstörend gewesen sein muss, nicht mehr wirksam werden konnte.

Danach allerdings war er gründlich vergessen. Ein nicht geringer wissenschaftlicher Skandal! Wer von denen, die sich heute mit Bindung und frühkindlichen Entwicklungen psychologisch, philosophisch oder neurobiologisch befassen, hat Harry Harlow noch »auf dem Schirm«? Hier geht es nicht um die sentimentale Würdigung vergangener Leistungen. Nein, es geht darum, dass Harlows Verhaltensexperimente mit Primaten ein eindringliches Licht auf die frühesten Bedürftigkeiten auch der Menschenkinder werfen, dass sie in der Präzision ihrer Anordnung und Protokolle unbezweifelbar sind und die aktuellen wissenschaftlichen Debatten konkretisieren und schärfen könnten – in zentralen Fragen der modernen Familienpolitik (»wie viel Mutter braucht ein Kind«) sind Harlows Expe-

rimente von geradezu unumgänglicher Bedeutung. Das vorliegende Buch der Pulitzer-Preisträgerin Deborah Blum trägt dazu bei, dass ein Grundlagenwerk der Entwicklungspsychologie dem Vergessen entrissen wird.

Andere, die Harry Harlows Forschungen nutzten und fortsetzten oder auf anderen Wegen zu ähnlichen Einsichten gelangt waren, wurden bekannter. Aber Außenseiter waren sie alle und wären es heute immer noch. Ob Spitz oder Robertson, Bowlby oder Ainsworth – nicht zu vergessen die Vordenker, die sich vor Harlow zu Wort gemeldet hatten, nur eben weniger gewandt und weniger abgesichert als er – sie alle wären auch heute auf Kongressen und in leitenden Funktionen der Forschungseinrichtungen oder als Berater der Familien- und Bildungspolitik wenig willkommen, geduldet allenfalls als belebende Farbtupfer im trüben akademischen Tagungsalltag. Warum war das so und wäre es heute immer noch so? Was hatten sie denn angestellt, die ja teilweise hoch renommierten Spitz und Bowlby und Harlow, dass sie so viel Abneigung gegen sich aufbrachten?

Sie hatten ein Tabu gebrochen. Das Tabu lautet: Ein Kind braucht Liebe, in den ersten Lebensmonaten vor allem die Liebe der Mutter, sonst wird es krank, seelisch und körperlich. Nein, so etwas tut man nicht, so redet man nicht in den Räumen der Wissenschaften und schon gar nicht denen der Politik. In den 1940er- und 1950er-Jahren, in denen Harlow seine Experimente immer weiter verfeinerte und seine Erkenntnisse immer präziser begründete, galt Mutter- und Vaterliebe als ein der korrekten Wissenschaft unwürdiger Gegenstand. Wie soll man Liebe messen, in Prozenträngen und Korrelationen darstellen? Den Konditionierungspsychologen, die damals das Wort führten, waren Gefühle überhaupt verdächtig. Ihr Menschenbild war eines ohne Gefühle. Was sich nicht konditionieren und unter exakt wiederholbaren Bedingungen überprüfen ließ, galt ihnen als nicht existent. Der Spott, der sich über Harlows Experimente und Aussagen ergoss, hallt bis heute nach.

Aber Harlow war klug, nicht nur intelligent. Er wusste um die Überzeugungskraft der Anschauung, und er wusste, dass das, was er vorzuzeigen hatte, einer tiefen Befindlichkeit von Eltern entsprach, sogar solchen, die zugleich Wissenschaftler waren. Sein Geschick ließ er in einer Fernsehsendung im Jahr 1959 erkennen.

Der Moderator dieser CBS-Sendung war ein hoch angesehener Mann, Collingswood mit Namen, der mit dem Gespür des erfolgreichen Fernsehmannes dem herrschenden Mainstream nacheiferte und Harlow dies

mit der Selbstsicherheit eines Opportunisten wissen ließ: »Reine Spekulation, keine Wissenschaft«, so gab er mit seiner wohlklingend einschmeichelnden Bassstimme den Zuschauern vorweg seine Meinung zu Harlows Experimenten zu verstehen. Er war sich seiner Sache wohl ganz sicher.

Dieser Harry Harlow war aber ebenfalls einer, der sich weit aus dem Fenster lehnte. Warum musste er bei Affenmüttern und Affenkindern auch von »Liebe« sprechen? Hätte »Nähe« nicht ausgereicht? Oder, wie es heute in pädagogischer Sprachregelung heißt: »Wertschätzung«. Musste es gleich »Liebe« sein? Genau dies war Harlow in der Tat gefragt worden, und es war einer der Anlässe, an denen er seine sonstige Höflichkeit verlor. Den Frager herrschte er an: »Vielleicht haben Sie nie etwas anderes als Nähe erlebt, ich danke Gott, dass mir mehr vergönnt war«. Das war es: *Er brachte die Realität der Liebe in die psychologische und biologische Forschung ein*, ein atemberaubendes Unternehmen.

Zurück zur CBS-Sendung. Spekulation? Harlow erwiderte: »Mr. Collingswood, wenn Sie ein Kind erschrecken, das dann zu seiner Mutter rennt, getröstet wird – und wenn daraufhin all seine Furcht dem Gefühl der absoluten Sicherheit weicht – würden Sie nicht sagen, dass das Kind seine Mutter liebt?«. Dem war schwer zu widersprechen, Collingswood gab ihm recht. Und Harlow zeigte es ihm.

Seine Mitarbeiter ließen im Fernsehstudio ein monströses Gerät los, mit schwarzen Drachenflügeln und funkelnden Augen – »dämonisch«, sagte der Moderator. »So fühlen Affenbabys auch«, gab Harlow zur Antwort und konfrontierte die Affenkinder mit dem gebastelten Monstrum. Und was taten sie – genau das, was alle Kinder getan hätten: Sie kreischten ängstlich und flohen in hohem Bogen in die Arme ihrer Mütter.

Die Verfasserin dieses Buches findet an dieser wie an vielen anderen Stellen wunderbare Formulierungen. Sie schreibt: »Wenn die Art und Weise, wie wir einander beschützen, ein Maß der Liebe ist, kann man es deutlich in dieser fließenden und schönen Fluglinie der Affenkinder »nach Hause« sehen«. Die Kraft solcher und vieler ähnlicher Sätze bei gleichzeitiger Sorgfalt und Detailgenauigkeit, gepaart mit der Begabung, jedes Detail in einen forschungsgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen – diese seltene Verbindung macht den enormen Wert des Buches der Pulitzer-Preisträgerin Deborah Blum aus.

Alles wird anschaulich, alles wird fühlbar und bald reißt der Verlauf der immer wieder verfeinerten, immer genaueren, immer deutlicher werden-

den Experimente und Erkenntnisse Harry Harlows auch sie mit. Das ist schier atemberaubend zu lesen. Harlow und seine Mitarbeiter konstruierten zwei »Mutterttypen«, die Drahtmutter – die kalte, harte Mutter – und die Stoffmutter, warm und weich, Geborgenheit aufrufend. Aber etwas fehlte. Irgendetwas suchten die Affenbabys, die vor der »Drahtmutter« flohen und sich der »guten Mutter« zuwendeten, geradezu verzweifelt auch bei ihr. Heute mag es uns offensichtlich erscheinen, damals war es ein großer Erkenntnisschritt. Die Augen! »Mütter haben Augen«, sagte Harlow, und nahm damit vorweg, was wenige Jahrzehnte später der bedeutende Analytiker Winnicott formulierte: Im Spiegel des mütterlichen Blickes entfaltet sich das kindliche Ich-Gefühl – nicht nur Menschenkinder, auch Affenbabys benötigen mehr als Fütterung und Wärme, sie brauchen »Liebe«, in der sie sich zur Gewissheit ihres Selbst durcharbeiten.

Vieles von dem, was Psychologie und Neurobiologie erst Jahre später herausfanden und bis heute gegen mächtige Widerstände behaupten müssen, wird in Harlows Experimenten anschaulich. Es verschlägt einem die Sprache, wenn man erfährt, wie sich die Affenbabys verzweifelt gegen eine Glaswand werfen, wenn sie von ihren Müttern getrennt werden. Wie sie sich vor der »kalten Mutter« noch in einem bedürftigen Zustand ängstlich verkriechen. Wir werden auch darüber belehrt, wie die seelischen Verstörungen solcher Affenbabys aussehen, die diese erste Liebe nicht oder nicht ausreichend erfahren haben und ihr Fehlen nicht verwinden konnten. In den klassischen Verhaltensexperimenten »fremde Situation« von Mary Ainsworth u.a. wird dasselbe an Menschenkindern gezeigt. Von diesen bahnbrechenden Versuchen und Einsichten führt eine direkte Spur zu dem analytischen Bemühen heute, die wachsende Zahl von Verhaltensstörungen etwa des »hyperkinetischen Syndroms« und der Essstörungen aus der frühen Kindheit zu erfassen.

Nein, Harry Harlow wäre auch heute nicht willkommen, er würde am technokratischen Geist der Familienpolitik, an der Mentalität vieler Bildungsforscher und einem verhärteten Ordnungsdenken viel zu vieler Pädagogen wieder und wieder scheitern. So erging es ihm, aber er arbeitete unbeirrt, wühlte sich zu immer neuen, Dogmen brechenden Einsichten durch – wir sollten mit unseren bescheideneren Mitteln denselben vernünftigen Mut aufbringen. Mit dem Lesen dieses Buches wäre schonmal ein Anfang gemacht.

Einleitung

IM ERSTEN FRÜHLINGSLICHT ERSCHEINT der Henry-Vilas-Zoo beinahe farblos, ein Ort schwarzer Äste und blasser Erde. Der Obere Mittlere Westen schüttelt den Winter allmählich ab. Selbst als der April anbricht, gibt es nur einen Hauch von Knospen an den Zweigspitzen der Bäume. Das Gras ist beigefarben und stopplig, das Grün von Frost und Schnee verblichen. Der schwache Biss der Kälte versetzt die Tiere in Bewegung: Die zwei Löwen streifen durch ihre waldige Anlage, der Grizzlybär schleicht in seinem steinigen Felsengelände herum. Es ist nur ein kleiner Zoo und ein eiliger Besucher kann vom Reptilien- bis zum Primatenhaus in weniger als fünf Minuten laufen.

Ich selbst bin ein Primatenjunkie. Meine auf dem kalten Boden dumpf klingenden Schritte lenken mich unweigerlich zu diesem Gebäude. Ich stehe bewundernd vor den graziösen, scheinbar gewichtslosen Colobus-Affen mit ihren gefiederten Schwänzen, bis meine Kinder mich wegreißen. Ich bin dafür bekannt, andere Besucher laut zu korrigieren, die ihren Kindern erzählen, dass Schimpansen nur Affen sind. Und ich werde bis in alle Ewigkeit von den Orang-Utans fasziniert sein, von ihren altertümlichen Gesichtern, grau wie prähistorisches Gestein, ihren mächtigen Körpern und dem dunkel-bronzefarbenen Haar über fließenden Muskeln.

Hier, in diesem winzigen Zoo in Madison, Wisconsin, begann mit einem Orang-Utan-Paar Harry Harlows Forschung. Diese alten Affen wie auch die alten Primatenkäfige – die kleiner und bescheidener waren als die großen, hellen Anlagen von heute – gibt es längst nicht mehr und Harry selbst starb vor über 20 Jahren. Ich komme immer wieder für einige Tage hierher, als könnte ich seinen Geist wiederfinden, als beobachtete er immer noch die bedächtigen Bewegungen der Orang-Utans, das erste Kribbeln der Verwandtschaft fühlend und erkennend, dass das Tier auf der anderen Seite der Gitterstäbe auch dich beobachtet.

Bis jetzt war mir nie bewusst gewesen, wie sehr das Schreiben einer Biografie eine Einladung zur Spukerei ist. Seit mehr als drei Jahren bewohnt Harry Harlow mein Leben. Er ist ein unbequemer Mitbewohner, so stachlig wie ein Igel. Als ich mit dem Buch begann, schickte mir mein Herausgeber ein Essay darüber, ob ein Biograf sein Thema mögen muss. Die Frage passte genau. Ich wusste nicht, ob ich Harlow mögen würde: Ich glaubte sehr richtig, dass er ein scharfkantiges Objekt sein würde – faszinierend und beunruhigend und unter der rauen Oberfläche der samtige Schimmer der Brillanz. Gerade wegen dieser unbehaglichen Mischung wollte ich über ihn schreiben. Unkomplizierte Themen haben mich – manchmal zu meinem Bedauern – nie interessiert. Ich wollte seinen Geist spazieren gehen sehen, nehme ich an. Ich wollte Menschen daran erinnern, dass seine Arbeit lebendig ist und immer noch Erkenntnis und Hoffnung bietet. Ich dachte – und denke immer noch –, dass er viel zu schnell in Vergessenheit geraten ist.

Man könnte mich als eine untypische Chronistin von Harry Harlow bezeichnen. Viele seiner Freunde haben das sicher über mich gedacht. Das erste Mal schrieb ich über ihn, kürzer, in einem früheren Buch *The Monkey Wars*, das das ethische Dilemma der Primatenforschung untersuchte. Ich schrieb dieses Buch bereits vor zehn Jahren – wie ich bereits erwähnte, bin ich ein Primatenjunkie. Als ich es fertig hatte, sagte mein Herausgeber in Oxford zu mir: »Harry Harlow ist der interessanteste Mensch in diesem Buch. Wären Sie daran interessiert, eine Biografie zu schreiben?« Ich konnte kaum schnell genug ablehnen. Ich wollte eine Veränderung. Ich legte meine Affensachen zur Seite und begann mit einem Buch über Geschlechtsunterschiede. Zudem hatte mein Kapitel über Harry eine Menge Leute verärgert. Diese Leute sahen ihn durch das Objektiv der Tierschutzbewegung, die ihn ablehnte. Es war keine Überraschung, dass eine solche Fokussierung Harlows Anhängern ganz und gar nicht gefiel. Viele von ihnen wollten nicht mehr mit mir sprechen – und ich auch nicht mehr mit ihnen.

So begann ich die Forschung zu *Sex on the Brain* und sprach im Verlauf der Erforschung der Verhaltensbiologie mit allen Arten von Primatenforschern. Das war es noch nicht, was mich neu überlegen ließ. Ich dachte über Kinder nach und über Eltern, die ihre Kinder lieben – und Eltern, die das nicht tun –, und dies führte mich zu jenem kalten Pfad im Zoo zurück. Einige Jahre nach meinem zweiten Buch, als ich noch immer über

Biologie und Verhalten schrieb, verpflichtete ich mich für die Zeitschrift *Mother Jones* zu einer zweiteiligen Serie über die Wissenschaft von vernachlässigten Kindern.

Diese Art der Berichterstattung ist so schwierig: sich bewusst in die Verwirrung und den Kummer von Kindern hineinzusetzen, die von ihren Eltern weggegeben wurden, dass ich an dieser Stelle sagen muss, wie sehr ich die Berater und Kinderanwälte bewundere, die bei diesen Kindern bleiben, die in einer Weise leben, wie es Journalisten nicht tun, die arbeiten, um Leben zu retten. Sie sind wahre, unbesungene Helden. Während ich die Kraft dieser Eltern-Kind-Beziehungen erforschte, begann ich über andere nicht anerkannte Helden nachzudenken. »Das ist Harry Harlows Werk«, begriff ich. Ich überdachte nochmals, was er geleistet hatte, nicht so sehr die Primatenforschung an sich, sondern ihre pure Kraft, die Art und Weise, mit der sie uns unweigerlich mit der großen Bedeutung von Beziehungen in unserem Leben konfrontiert.

Und so ist dieses Buch zum einen eine Biografie über Harry Harlow und zum anderen die Biografie der überraschend jungen Idee in der Wissenschaft, dass Liebe zählt.

Ein Buch ist immer eine Reise, und am Ende dieser Reise fragte ich mich, ob ich Harry Harlow jemals mögen würde. Viele seiner Familienangehörigen, seiner Freunde und Kollegen waren schließlich einverstanden, mit mir zu sprechen. »Ich mochte Ihr erstes Buch nicht und ich mag Sie nicht wirklich«, sagte mir ein Wissenschaftler, »doch ich brauche Daten.« Ich bin nicht die Einzige, die sich fragte, ob ich jemals Zuneigung für Harlow entwickeln würde. Einfache Frage, knifflige Antwort. Er brachte mich zum Lachen, auch indirekt. Durch ihn dachte ich in einer Weise über Freundschaft, Elternschaft und Partnerbeziehung nach, wie ich es vorher nie getan hatte. Er wirkt auf mich noch immer wie ein Gefährte mit Ecken und Kanten. Und er scheint mir vollkommen real, als wäre er immer noch da. Die Antwort ist so kompliziert wie Harry selbst. Manchmal mag ich ihn, manchmal überhaupt nicht. Beides zusammen macht ihn letztendlich zu einem fantastischen Thema für eine Biografie: manchmal Wut auslösend, manchmal hinreißend, nie jedoch langweilig. Seine Schwächen verleihen seiner Arbeit eine seltsame Stärke – er war bedingungslos ehrlich, manchmal zu seinem eigenen Schaden. Er war willens, seine eigenen Probleme anzupacken – Einsamkeit, Isolation und auch Depression –, und sie in seine Forschung einzubeziehen.

Ich kehre in diesem Buch zu den ethischen Fragestellungen der Primatenforschung zurück, doch nur kurz. Dies ist eine biografische Geschichte und zu Harlows Lebenszeit wurde die Diskussion nicht von der Tierethik dominiert. So wird man diese Fragen im Schlusskapitel finden. Auch andere Aspekte der Forschung Harlows habe ich nur kurz berührt. Er war eine exzentrische Persönlichkeit mit einem entsprechend exzentrischen Intellekt; hätte ich jede Idee verfolgt, der er nachgegangen ist, hätte ich mich durch die halbe Psychologiegeschichte durcharbeiten müssen. So schrieb ich weder über sein Interesse an der Neurochemie noch über seine Experimente zur Säuglingsretardation oder seine frühe Arbeit über Hirnstrukturen. Ich bezog auch nicht jede lustige Geschichte oder interessante Anekdote ein, die mir mitgeteilt wurde. Oh, wie gern hätte ich mich in alles vertieft. Hätte ich noch 500 Seiten mehr gehabt, ich hätte jede einzelne Erinnerung hineingezwängt.

Und ich hätte – hier kommt wieder der Primatenjunkie ins Spiel – mehr über Harrys Erforschung der natürlichen Intelligenz von Primaten geschrieben, wenn die Verbindung zwischen Intelligenz und Liebe für mich ganz eindeutig wäre. So räume ich im Voraus ein, dass dies keine allumfassende Biografie oder detaillierte Geschichte der Psychologie ist. Es ist eher eine Reise mit einem Wissenschaftler, die Beschäftigung mit der Rolle von Beziehungen im menschlichen Verhalten. Jeder braucht »eine solide Grundlage von Liebe«, sagte Harlow einmal, und dieses Buch handelt von seinen Bemühungen, sich zu diesem emotionalen Grundgestein hinunterzugraben.

Ich denke an solche fundamentalen Lektionen, während ich im Primatenhaus stehe und die Glastüren wegen des Tauwetters geschlossen bleiben. Ich beobachte die Orang-Utans mit ihren steinzeitlichen Gesichtern und denke daran, wie wir über die Liebe lernen. Die Orang-Utans im Vilas-Zoo haben ein neues Baby. Die Mutter hält es fest, Herz an Herz, als ob das Loslassen alle Naturgesetze des Lebens verletzen würde. Vielleicht wird die Wissenschaft letztlich vom gesunden Menschenverstand eingeholt, wie es Harry Harlow gerne ausdrückte. Vielleicht ist die Antwort so simpel wie der Blick durch das Glas: Mutter und Kind so nah beieinander, dass man sich vorstellen könnte, die zwei Herzen schlagen wie eines.

Deborah Blum
Madison, Wisconsin